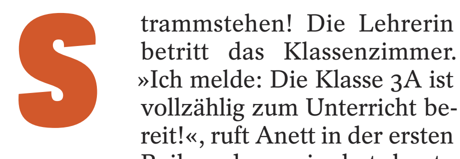


DDRBILDARCHIV.DE / AKG

Erweiterte Oberschule »Heinrich Hertz« in Ost-Berlin 1970: *Schokolade vom Westonkel*

»Lernen im Gleichschritt«

Unterricht Regelmäßig belegt Sachsen in Bildungsrankings Spitzenplätze. Geht das auf Lehrtraditionen der DDR zurück? Und hat das autoritäre Schulsystem die Revolution von 89 befördert? Eine Spurensuche.



Von Hilmar Schmundt

Strammstehen! Die Lehrerin betritt das Klassenzimmer. »Ich melde: Die Klasse 3A ist vollzählig zum Unterricht bereit!«, ruft Anett in der ersten Reihe, denn sie hat heute »Ordnungsdienst«. »Für Frieden und Sozialismus, seid bereit!«, grüßt die Lehrerin zackig. »Immer bereit!«, antworten die Schüler im Chor.

An der Wand hinter ihnen hängt das Gemälde einer Idealstadt: Plattenbauten, Industrieschornsteine, Friedenstauben, Soldaten der Nationalen Volksarmee und russische Düsenjäger am blauen Himmel.

Erich Honecker blickt von einem Bild herab. Die Lehrerin ist dennoch unzufrieden: Nicht alle Schüler sind den Jungpionieren beigetreten. »Sascha«, nimmt sie einen Jungen vor versammelter Mannschaft ins Verhör: »Wann ist es denn so weit, dass auch du Pionier wirst?«

Willkommen im Schulmuseum in Leipzig, an dem dieser fiktive Unterricht mit Besuchern nachgespielt wird. »Eintritt frei! Kinder die Hälfte!«, steht an der Tür im alten Verwaltungsgebäude, in dem bis 1989 eine Dependance des Ministeriums für Staatssicherheit untergebracht war.

An diesem Dienstag im August spielt eine Gruppe von Jungpädagogen die Rolle der Drittklässler in dem mit Originalmöbeln hergerichteten Klassenzimmer. Die Heimatkundelehrerin wird von einer Museumsmitarbeiterin gemimt. Der Unterricht, den sie spielen lässt, basiert auf Material und Augenzeugenberichten, penibel rekonstruiert, inklusive der schalen Scherze: Die blauen Pioniertücher der Schüler seien aus der Kunstfaser Dederon gefertigt, verkündet die Lehrerin stolz, »Dederon – da steckt auch der Name unserer Republik drin: D-D-R«.

Dann schmettern alle gemeinsam lauthals den Pioniermarsch: »Seid bereit, ihr Pioniere! Lasst die jungen Herzen glühn! Seid bereit, ihr Pioniere, wie Ernst Thälmann, treu und kühn!«

»Natürlich ist diese Unterrichtseinheit zugespitzt«, sagt Elke Urban, eine freundliche Dame im Unruhestand, die das Schulmuseum bis 2015 geleitet hat. Im Kern beruht das Schauspiel jedoch auf eigenen Erfahrungen.

Drei Jahre lang arbeitete Urban in der DDR als Lehrerin für Musik und Französisch – bis sie 1975 den Dienst quittierte, auch weil ihr der militärische Drill und das »Lernen im Gleichschritt« zu viel wurden.

Doch dem Zugriff der Schule entkam sie nicht. Ihr erstes Kind wurde immer wieder von den Lehrern bloßgestellt, weil der Junge nicht zu den staatlichen Jugendorganisationen ging, sondern in die Kirche.

Als im Herbst 1989 die Montagsdemonstrationen durch Leipzig zogen, hakte sich Urban daher unter. Seitdem mischt sie in der Bildungspolitik mit, als Wortführerin für Schulen in freier Trägerschaft. Heute hat sie fünf Kinder, neun Enkel und ein Bundesverdienstkreuz.



ADOLPH PRESS

Elke Urban mit Westschülern in FDJ-Uniform 2014
Sozialistische Episode als Experiment in Geschlechtergleichheit

Mehr als 2000-mal hat Urban das interaktive Unterrichtstheater im Museum aufgeführt – und eckte damit immer wieder an, oft bei ehemaligen Lehrern, die ihr Einseitigkeit vorwerfen. Nicht alles sei schlecht gewesen an der DDR-Pädagogik.

Das sieht auch Elke Urban so. Denn nicht zu bestreiten ist, dass die neuen Bundesländer Sachsen und Thüringen oft gute Noten bei Bildungsrankings bekommen und bisweilen Musterbundesländer wie Bayern hinter sich lassen.

Urban liefert Erklärungsansätze. »Im Osten gab es zum Beispiel vier Stunden Chemie in der 7. Klasse, die Kinder haben dadurch ein höheres Niveau als die im Westen erreicht«, sagt Elke Urban. In der Bundesrepublik sei hingegen mehr ausprobiert worden: »Da glich jede Schule einem kleinen Labor, pädagogisch hatte das Vorteile, aber fachlich riesige Nachteile.«

Ein Morgen am Kreuzgymnasium in Dresden, die Siebtklässler sitzen an Rechnern und programmieren Vektorgrafiken, Zeile für Zeile. »Viele Mädchen wissen gar nicht, wie gut sie am Computer sind, bis sie es ausprobieren«, sagt Sabine Zuschke, eine elegante Mittfünfzigerin mit roter Brille, die den Unterricht leitet. Informatik ist in Sachsen Pflichtfach. Das Kreuzgymnasium gehört zu den ältesten im Lande, gegründet im 14. Jahrhundert. Im Verlauf von über 650 Jahren machte die Lehranstalt viele Metamorphosen durch, erst wurde sie von Protestanten reformiert, dann starb ein hussitischer Rektor auf dem Scheiterhaufen, im Vorfeld der Revolution von 1848 schmiedete man Pläne zur Neugestaltung des sächsischen Schulwesens, später übernahm ein Nazi die Schulleitung, 1945 lag das Gebäude in Schutt und Asche.

»Ich bin keine Nostalgikerin, aber die Didaktik war im Osten besser, vor allem weil sich die Fachlehrer untereinander genau abgestimmt haben«, sagt Sabine Zuschke. Sie war zwar in der Staatspartei SED, um studieren zu dürfen. Aber bewusst wählte sie lieber ein technisches Fach, »um dem Politischen aus dem Weg zu gehen«. Sie studierte daher in Karl-Marx-Stadt »Einführung in die Sozialistische Produktion«. Dabei ging es um ganz Konkretes: Wie etwa baut man Lichtschranken und Messfühler für Industriemaschinen?

»Du unterrichtest ja Mädcheninformatik«, wird Zuschke manchmal von Computerfachleuten angepflaumt. »Ich sehe das nicht als Beleidigung, sondern als Lob«, antwortet die Informatiklehrerin dann: »Bei mir kommen alle Schüler mit, und bei den Computerfreaks richte ich zumindest keinen Schaden an.«

Im Ausland werden die Schulen in den neuen Bundesländern teils aufmerksam beobachtet. »Auffällig ist im Osten, wie viele Mädchen sich Fächer wie Mathe zutrauen, das ist im Westen anders«, schwärmt etwa Claudia Senik, Professorin am Wirtschaftsfachbereich der Sorbonne-Universität in Paris.

»Die sozialistische Episode in Ostdeutschland war ein radikales Experiment in Geschlechtergleichheit«, schreibt Senik mit einem Kollegen in einem Papier für das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung. Auch nach der Wiedervereinigung blieb das Land geteilt: Während im Westen die Matheleistungen der Mädchen deutlich hinter denen der Jungen lagen, gibt es in Seniks Auswertung im Osten kaum Unterschiede zwischen den Geschlechtern, ähnlich wie in anderen ehemaligen Ostblockstaaten. Dort ist auch die Wahrscheinlichkeit, dass Schulen Mädchen zur Mathematik-Olympiade schicken, deutlich höher.

Weder Unterrichtsmethoden noch religiöse oder atheistische Überzeugungen

könnten die Mathestärke der Ostmädchen erklären, so Senik. Sondern vor allem die Selbstverständlichkeit, mit der Mütter dort der vollen Erwerbstätigkeit nachgingen: Kurz nach dem Mauerfall waren das 89 Prozent der Frauen im Osten gegenüber 56 Prozent im Westen.

Seniks These: In der DDR schufen sich die Frauen die nötigen Einrichtungen, welche Müttern das Arbeiten ermöglichen, also Angebote wie Ganztagsschulen und Kindergärten. Fast jede Frau, sagt Senik, suche sich bis heute einen Job außerhalb der Familie, und diese kulturelle Tradition hebe die Motivation und den Notenschnitt der Mädchen in Fächern wie Mathe.

Derzeit erforscht die Professorin einen ähnlichen Effekt in Israel, wo die Immigranten aus früheren Ostblockländern auffällig gut in Mathe und Naturwissenschaften abschnitten, Mädchen wie Jungen. Und oft eigene, russischsprachige Kitas aufbauen, sagt Senik: »Eine Kultur schafft sich die notwendigen Institutionen, und diese Institutionen wiederum ermöglichen eine starke Kultur.«

Die verstärkte Integration von Frauen in den Arbeitsmarkt könnte von entscheidender Bedeutung sein für die Zukunft, sagt auch Nicholas Gailey, ein Demograf am Wittgenstein Centre in Wien. Er hat durchgerechnet, wie sich die Renten in 40 Jahren noch bezahlen lassen, wenn es in Europa mehr Ruheständler und weniger Berufstätige gibt. Sein Ergebnis: Entscheidend ist, noch mehr Frauen in den Arbeitsmarkt zu bringen. Als Vorbild nennt er Schweden. Aber auch Ostdeutschland könnte als Zukunftsmodell dienen, gleichsam als Schule der Nation von morgen.

Das Problem ist nur: Die Vorreiterrolle lässt sich nicht einfach verallgemeinern. Während Sachsen meist zu den Gewinnern zählt, schwankt die Leistung anderer ostdeutscher Bundesländer. Durchweg besser schneiden sie in Naturwissenschaften ab. Auch in Mathe liegen ostdeutsche Schüler teils über dem Bundesdurchschnitt. In Deutsch ist das Bild durchwachsen. In Englisch dagegen gehört der Osten zu den Schlusslichtern. Jedes Bundesland ist eigen, jede Schule, jede Klasse.

Mitten in Berlin, das vielen als Schulproblemzone gilt, stechen Eliteeinrichtungen wie das Heinrich-Hertz-Gymnasium hervor, das durch seine Spezialisierung eine lange Liste von Gewinnern bei der Mathematik-Olympiade hervorgebracht hat. Peter Scholze zum Beispiel wurde mit 24 Jahren der jüngste ordentliche Professor an einer deutschen Universität, 2018 wurde er mit der Fields-Medaille ausgezeichnet, die als Nobelpreis für Zahlentüftler gilt. Auch sein Doktorvater hatte dasselbe Mathe-Gymnasium im Berliner Stadtteil Friedrichshain besucht.


INGEBORG UHLENHUT / BPK

Schüler in Pionierkleidung in Ost-Berlin 1979: *»Für Frieden und Sozialismus, seid bereit!«*

Die Heinrich-Hertz-Schule erhielt ihren Namen im Jahr des Mauerbaus. Sie entwickelte sich bald zur Kaderschmiede für Mathematik und arbeitete mit der Humboldt-Universität zusammen. Über ein Dutzend Spezialschulen gab es in der DDR allein für Mathe und Technik, ihre Strahlkraft war erheblich. Überholen, ohne einzuholen – zumindest in den Lehrplänen wurde das Motto eingelöst.

»Im ganzen Land galt ein einziger Lehrplan, das hat vieles einfacher gemacht«, sagt Regina Kittler, 63, Stellvertretende Vorsitzende der Linksfraktion im Berliner Abgeordnetenhaus und bildungspolitische Sprecherin. 1973 trat sie in die SED ein, seit 1978 unterrichtete sie Mathematik, 30 Jahre lang. 1989 sah sie ihre »Ideale von einst verraten« und habe ihre Heimat verloren.

»Der Unterricht war in der DDR präzise geplant, die Lehrpläne der unterschiedlichen Fächer waren aufeinander abgestimmt, der Physiklehrplan passte perfekt zur Mathematik und so weiter«, erzählt sie. Der Kontakt zu den Eltern sei eng gewesen, das Nachmittagsangebot vielfältig, die Schüler hätten Mittagessen bekommen und danach oft gemeinsam ihre Hausaufgaben gemacht. »Sachsen und Thüringen sind vielleicht noch stärker diesem systematischen Lernen und dem Frontalunterricht verpflichtet, und sie haben den Hort erhalten«, sagt Kittler: »Das könnte mit erklären, warum diese Länder im Vergleich teils gut abschneiden.«

Allerdings sei derlei nur bedingt übertragbar, denn in Sachsen und Thüringen ist die Schülerschaft heute viel homogener als in Städten wie Berlin oder Bremen, wo etliche Schulanfänger kaum Deutsch können. Und während andere Länder um Inklusion für Schwächere kämpfen, schiebt Sachsen mehr als fünf Prozent eines Jahrgangs in die Förderschulen ab. Auch beim Anteil der Schüler, die ohne Abschluss die Schule verlassen, sind ostdeutsche Länder oft negative Spitzenreiter.

»Nach der Wende«, sagt Kittler, »habe ich gehofft, dass wir das Beste aus beiden Bildungssystemen kombinieren können. Aber das ist leider nicht geschehen. Die DDR-Schule wurde nur als Teil der Unterdrückung gesehen, was unfair ist.«

Die Klasse 3A wird nach dem Absingen der Pionierhymne entlassen, der Vorführunterricht im Schulmuseum endet mit einer Nachbesprechung. »Genau so war das damals bei einigen Lehrern«, sagt ein Teilnehmer. Der soziale Druck sei bedrückend, sagt eine Teilnehmerin: »Ich habe immer noch Herzklopfen.«

»Die Lehrpläne waren, rein fachlich betrachtet, teils sehr gelungen, und das Tempo der Stoffvermittlung war viel höher als heute«, fasst Thomas Töpfer zusammen,

der neue Leiter des Museums. Der Bildungshistoriker, Jahrgang 1979, erlebte noch ein paar Schuljahre in der DDR.

Töpfer weiß um den zentralen Widerspruch im System: »Es gab in der DDR immer wieder Fälle, in denen hervorragende Schüler aus politischen Gründen benachteiligt wurden, zum Beispiel weil sie aus einem unangepassten Elternhaus kamen. So eine Ungerechtigkeit führt das Leistungsprinzip der Schule ad absurdum. Wozu Anstrengung, wenn Anpassung reicht?«

Manchem Beobachter erschienen heute die Polytechnischen Oberschulen der DDR wieder attraktiv, sagt Töpfer, weil sie nützliche Mitarbeiter drillten. Er sieht das kritisch: »Ist es wirklich die Aufgabe von Schulen, halb fertige Ingenieure auszuspucken, oder brauchen wir heute nicht eher mündige, handlungsfähige Bürger?«

Draußen auf dem Gang hört man die strenge Stimme eines Paukers, der stumpfe Lernverse herunterleiert: »Hände falten, Schnabel halten, Kopf nicht drehen, nach vorne sehen …« Dort wird gerade eine Schulstunde aus der Kaiserzeit vorgeführt, komplett mit Schiefertafel und Gebet. Die Schüler sind wie in der Kirche streng nach Geschlechtern getrennt, links die Mädchen in weißen Schürzen, rechts die Jungen in blau-weißer Matrosenkleidung: »… Ohren spitzen, gerade sitzen!«

Wie wohl das Schulmuseum in 30 Jahren eine Schule von heute darstellen wird? Welche Irrwege und Denkfehler wohl den Kindern von heute aufstoßen werden, wenn sie später einmal auf ihre Jugend zurückblicken, inmitten einer Welt anno 2049 oder 2059, die von Überalterung und Klimafolgen geprägt sein könnte?

Gesucht wird eine zukunftsfähige Schule. Sven Hofmann hat dazu eine Idee entwickelt: Sie sollte eng verzahnt sein mit lokalen Betrieben, ebenso mit den Unis der Gegend. Neben den üblichen musischen Fächern bietet sie auch Technikthemen. »Alle Kooperationspartner entwickeln gemeinsam Lernorte, die sich an der Digitalisierung in allen Bereichen der Gesellschaft orientieren«, sagt der Juniorprofessor für die Didaktik der Informatik an der Uni Leipzig. »Medien, Informatik, Technologie« nennt er das Konzept, kurz M.I.T., wie die renommierte US-Hochschule in Cambridge bei Boston. Die Pilotschulen sollen dabei nicht nur einfach stur Computerei bimsen, sondern eigene Schwerpunkte setzen.

Mach M.I.T.: In Dresden-Pieschen zum Beispiel hat im September ein neuartiges Gymnasium eröffnet, welches zusätzlich zur Informatik viel Wert auf Sport und Ernährung legt. Und die Gerda-Taro-Schule in Leipzig bietet neben der Medienerziehung am Nachmittag auch einen Robotikkurs an, geleitet von Fachkräften einer lokalen Technikfirma. Im nächsten Jahr solle der Klimawandel mit selbst entwickelten Computermodellen nachgerechnet werden, im zweiten Schritt solle gefragt werden: Was bedeuten diese Daten für mich und mein Handeln? Und am 8. November feiern die Schüler die friedliche Revolution mit einem »Fest der Demokratie«.



ULLSTEIN BILD / GETTY IMAGES

Chemieunterricht in Ost-Berlin 1984: *Für ein neues Schulsystem demonstriert*

»Wir sind 1989 auch für ein neues Schulsystem auf die Straße gegangen«, erinnert sich Elke Urban, die ehemalige Leiterin des Schulmuseums: »Vor den Protesten und Friedensgebeten fühlte sich das Leben oft an wie eine bleierne Zeit, nichts bewegte sich. Doch mit den Montagsgebeten änderte sich das, plötzlich war alles in Bewegung, und jeder Tag schien 48 Stunden zu haben, so viel passierte auf einmal.«

Vor den Demos schrieb sie auf ein Pappschild »Wir wollen Freie Schulen« und traf so auf etliche Gleichgesinnte. Heute plädiert sie für einen Austausch zwischen Ost und West: »Die einen sehen sich oft auf dem Siegerpodest, die anderen im Schmollwinkel. In beiden Landesteilen gibt es teils Überlegenheitsfantasien moralischer oder fachlicher Art. Aber das hilft uns nicht weiter.«

»Die einen sehen sich oft auf dem Siegerpodest, die anderen im Schmollwinkel.«

»Musik war einer der großen Verführer damals«, sagt Urban. Bis heute bekommt sie die Pionierlieder wie jenes über Ernst Thälmann nicht aus dem Kopf, fast wie ein musikalisches Stockholm-Syndrom.

Eigentlich wollte Elke Urban Musikwissenschaft oder Romanistik studieren, aber das durfte sie nicht, weil sie aus einer evangelischen Familie kam. »Dafür habe ich eben etwas Grundlegenderes gelernt: Zivilcourage.« Sie wurde Lehrerin. Doch als ihr Schulleiter verlangte, dass sie einen Fanfarenzug für Marschmusik aufbaut, weigerte sie sich und kündigte.

Die Einführung des Faches Wehrerziehung nach 1978 habe den Bogen überspannt, sagt Urban. Margot Honecker, die Ministerin für Volksbildung, habe die Schüler zum »Hass auf die westdeutschen Imperialisten« erziehen wollen: »Aber das hat nicht funktioniert, weil viele Kinder auch die gute Westschokolade vom Westonkel kannten. Sie wurden zur Lüge erzogen, wenn sie nicht sich selbst und ihren Eltern schaden wollten.«

So haben ausgerechnet die rabiaten Lehrmethoden den Nährboden und Gärboden des Unmuts bereitet, der sich schließlich 1989 auf den Straßen Luft machte, so Urban: »Das autoritäre Schulsystem der DDR hatte insofern sein Gutes, als hier die Diktatur für jeden sichtbar ihr wahres Gesicht gezeigt hat.«

Der Rest ist Geschichte. Und Zukunft. ■